MARC BIELEFELD

WER MEER HAT, BRAUCHT WENIGER

MARC BIELEFELD

WER MEER HAT, BRAUCHT WENIGER

Über den Rückzug auf ein altes Segelboot

LUDWIG

MIX
Papier aus verantwortungsvollen Quellen
FSC® C014889
FSC
www.fsc.org

Verlagsgruppe Random House FSC® N001967
Das für dieses Buch verwendete
FSC®-zertifizierte Papier *EOS*
liefert Salzer Papier, St. Pölten, Austria.

Lektorat: Anja Freckmann
Copyright © 2013 by Ludwig Verlag, München,
in der Verlagsgruppe Random House GmbH
http://www.ludwig-verlag.de
Umschlaggestaltung: Eisele Grafik-Design, München
Umschlagfoto: Jamie Kripke/Corbis
Satz: Leingärtner, Nabburg
Druck und Bindung: Pustet, Regensburg
Printed in Germany 2013

ISBN: 978-3-453-28040-3

Eine Lion Class auf der Ostsee

Dieses Buch wurde ausschließlich an Bord eines Segelschiffs geschrieben. Es entstand innerhalb von sechs Monaten auf einer Lion Class des Designers Arthur Robb. Das Schiff ist 36 Fuß lang und wurde 1964 in Hongkong gebaut. Es trägt den Namen *Phu' Rieng*. Der französische Erstbesitzer taufte es nach einem Ort im Dschungel von Vietnam, wo er eine Kautschukplantage betrieb. Das Boot ist vornehmlich aus Teakholz konstruiert, vermutlich aus den alten Bäumen, die früher in den indonesischen Regenwäldern wuchsen und heute ausgestorben sind.

Das Schiff sollte so spät wie möglich und nur verlassen werden, wenn es keine andere Möglichkeit mehr gibt.

Verhaltensregel im Seenotfall

Inhalt

Ein schlichter Ort 9
Von Mengen und Größen 12
Die Krake 22
Die Boje 34
Ein Boot fürs Volk 42
Regen 58
Die Frau des Piloten 71
Sieben Sachen 73
Die Ordnung des Vorwindkurses 84
Frühjahr 102
Zu den Inseln 122
Made in China 146
Vier Jahre unterm Meer 162
Seehunde 175
Die blaue Kante 204
Am Riff 237
Glossar 255

Ein schlichter Ort

Ein alter Mann aus Sevilla erzählte mir einmal, dass er den besten Ort auf der Erde kennen würde, um ein gutes Buch zu lesen. Der Ort liege mehrere tausend Kilometer von Sevilla entfernt, und er würde diesen Ort niemals verraten. Aber dort, sagte er, würde alles stimmen. Der Ort sei eine schlichte Bar auf den Felsen mit Blick aufs Meer, und weder die Bar noch die Kellner noch das Licht würden dich jemals betrügen. Die Preise für das Essen und die Drinks seien billig, aber das, was man braucht, um ein anständiges Buch zu lesen, sei unbezahlbar, und genau dort würde man es finden.

Einmal im Jahr würde er zu diesem Ort aufbrechen, mit einigen Büchern im Gepäck, und dann würde er einen Monat bleiben und jeden Tag in die Bar gehen, um dort zu essen, zu trinken und zu lesen. Er würde niemals nach sechs Uhr am Abend lesen, sagte er, auch würde er niemals zu schnell und zu viel lesen. All das halte er für sinnlos.

Der Mann hatte eine tiefe Stimme, er sprach einfach und ohne Gehabe, und seine Worte klangen mit keiner Silbe danach, überzeugen oder belehren zu wollen. Er sprach ruhig und gelassen, und seine Augen sahen mich dabei an und lauschten.

Was so ein Ort brauche, um zum Lesen der beste Ort auf der Erde zu sein? Das fragte ich ihn.

Der Mann sagte daraufhin nichts und wartete und blickte aus dem Fenster. Nach einer Weile sagte er, dass es ein Ort sei, wo der Wind durch die offene Bar gehe und durch dein Hemd streiche und es zum Leben bringe. Von den Felsen falle der Blick aufs Meer, das an guten Tagen in einem tiefen, scharfen Blau vor dir

liege, und fast immer trage das Meer die Schaumkronen eines ordentlichen Winds. Ein regloses Meer, ein Meer ohne Schaumkronen, sagte der Mann, widere ihn an.

In der Bar würden einfache Bilder an den Wänden hängen, gemalt von einigen Gästen, und der Tresen sei poliert und die Tische und Stühle seien aus Holz, viel mehr nicht. Die Felsen, auf denen die Bar stehe, würden den Ort am meisten ausmachen, die Felsen und wahrscheinlich das Meer. Die Felsen seien karg und von Rissen durchzogen, weil die Sonne in den Sommern sehr heiß werden könne, und auf den Felsen würde nur hier und da etwas Salzkraut wachsen.

Er könne es nicht genau sagen, aber der Ort würde sich vor allem durch das auszeichnen, was nicht war, so dass das, was war, eine Klarheit erlange und einen nicht ablenke, und alles andere sei unwichtig.

Über Bücher wollte der Mann nicht reden. Er sagte nur, dass die Bücher nicht so wichtig seien und nur zwanzig bis dreißig Prozent ausmachen würden. Der Rest müsse in deinem Kopf und in deinen Eingeweiden stattfinden. Aber natürlich müssten diese zwanzig bis dreißig Prozent in den Büchern stimmen, und sie müssten in etwa so stimmen wie die Haut eines Hais.

Die restlichen siebzig bis achtzig Prozent seien alles in allem eine ziemlich heikle Angelegenheit, sagte schließlich der Mann, und er wand sich etwas, und vielleicht habe dieser Anteil damit zu tun, was man gesehen, erlebt und gespürt habe. Diese verbleibenden siebzig bis achtzig Prozent aber hätten auch mit Dingen zu tun, von denen wir nie etwas begreifen würden. Sie hätten mit den Löwen und den Sternen zu tun, mit den Engeln und mit den Teufeln.

Dann brach der Mann das Thema ab und sagte, er wolle nicht weiter darüber reden. Nada más. Zero. Nothing. Ob ich das kapiert hätte?

Der Mann, der mir das erzählte, war ein Spanier und schon alt, und sein Gesicht und seine Hände trugen die Spuren von harmlosem Sonnenkrebs. Am nächsten Morgen waren wir zum Frühstück verabredet, und ich hätte vielleicht noch gewagt, ihm die Frage zu stellen, ob der beste Ort der Welt zum Lesen, diese Bar am Meer, ja, ob dieser Ort in Afrika, Asien, Australien, Europa oder Amerika lag.

Doch der Mann, der kein berühmter, aber ein sorgfältiger und in der Gegend von Sevilla bekannter Schriftsteller war, kam nicht zu unserem Frühstück, denn er war in der Nacht gestorben. Bei einem Sturz auf der Treppe zu seiner Wohnung hatte er sich das Genick doppelt gebrochen, so stand es zwei Tage später in der Lokalzeitung, in Form einer kleinen Notiz.

Geblieben von Sevilla sind in meinem Kopf nicht die Stierkämpfe, nicht die von Bougainvillea umrankten Plazas, nicht die Bodegas, nicht der Sherry und auch nicht der Flamenco, der eh für die Touristen war. Geblieben von Sevilla, auf sonderbare Weise, sind in meinem Kopf der alte Mann und die einfache Bar auf den Felsen, nur mit dem Licht, dem Wind und dem Meer, irgendwo da draußen in dieser Welt.

Wo immer ich bin, halte ich Ausschau nach diesem Ort. Ich habe ihn nie gefunden.

Von Mengen und Größen

Es ist nicht einfach, den Lebensraum auf einem Segelboot zu bemessen. Überall Ecken, Kanten, Rundungen. Kleine Winkel öffnen sich im Bootsinneren, Hohlräume zwischen den Planken, Staufächer in der Bilge. Hinzu kommen Schapps, Schwalbennester, Hundekojen. Tische besitzen Schlingerleisten, das Cockpit säumt eine Süllkante, an der man sich anlehnen kann. Alles dient einem Zweck. Es gibt keine Möbel, wie man sie aus Wohnungen kennt. Kein Sofa, keinen Stuhl, keinen Tisch. Wenn das Boot allein über das Wasser segelt, schnappe ich mir manchmal einen Segelsack und lege mich draußen auf dem Vordeck in das zusammengeknautschte Tuch hinein. Ich lehne mit dem Rücken an der Vorderkante der Kajüte, strecke die Beine über das Luk und blicke aufs Meer und in den Himmel. An Bord gibt es kaum Dekoration. Ein, zwei Petroleumlampen brennen, wenn der Himmel abends dunkelblau wird, die Luft kälter und der Ton des Holzes in der Kajüte an Wärme gewinnt. Ein Stillleben baumelt über der kleinen Kombüse. Das Obstnetz mit Bananen, Avocados, Zitronen.

Mit Wohnungen ist es eine andere Sache. In den Städten, in den Häusern. Sie bieten mehr Raum, Platz für dieses und jenes. Die Zimmer sind meist rechtwinklig zugeschnitten, verfügen über vier Wände, eine Decke, vielleicht eine Schräge, einen Balkon. Das Einmaleins genügt, um die Quadratmeterzahl zu bestimmen. Danach richtet sich die Miete.

Was ist eigentlich Lebensraum?

Zusammengerechnet habe ich über zwei Jahre meines Lebens auf verschiedenen Segelbooten zugebracht, die alle als ziemlich klein galten. Das erste Boot war knapp acht, das zweite fast neun Meter lang. Die Boote waren schmal und flach, und beim Sitzen auf den Kojen scheuerte mein Kopf an der Decke der Kajüte. Im Inneren war kein aufrechtes Stehen möglich, in manche Winkel gelangte man nur auf allen vieren. Die Boote besaßen keine Dusche, keinen Schrank, keine Küche, keine Toilette. Als Toilette diente ein Plastikeimer aus dem Baumarkt. Oder das Meer. In den Sommern tauchte ich morgens oft hinab, hielt mich in drei, vier Metern Tiefe an der Ankerkette fest und entließ das Geschäft ins freie Wasser. Ein gefundenes Fressen für die Algen, Würmer und Bakterien, die winzigen Bewohner des Salzwassers.

An Deck dieser kleinen alten Segelboote aus Holz musste man seine Schritte gut wählen und achtsam setzen. Rund ums Cockpit verlief lediglich ein schmaler Gang. Man durfte nicht träumen. Sonst fiel man ins Meer.

Über zehn Sommer habe ich auf diesen kleinen Segelschiffen verbracht. Und jedes Mal, wenn ich mein Boot wieder verlassen musste und einen letzten Blick auf den Hafen an der Ostsee warf, ging ich schweren Herzens. Dass der Abschied mir schwer fiel, hatte jedoch nichts damit zu tun, dass die Ferien, die sorglose und schaffensfreie Zeit, nun vorüber waren. Es lag nicht daran. Stets habe ich auf den Booten auch gearbeitet, Buchstaben aneinandergereiht. Als freier Autor unternahm ich häufig Auftragsreisen, arbeitete im Büro; viele meiner Texte jedoch schrieb ich an Bord dieser Boote. Die Schiffe boten nicht viel Platz, dafür sehr viel Ruhe. Und ansonsten war ja nicht so viel nötig.

Jedes Mal, wenn ich mein Boot verließ, wusste ich, dass ich etwas Wesentliches vermissen würde. Das Einfache, das Schlichte. Von nötigen, nicht von unnötigen Dingen umgeben zu sein. Die Reduktion.

Obwohl ich in den Städten groß geworden bin und sie für mich ein vertrautes Terrain sind, fühlte sich die Rückfahrt auf der Autobahn nach all den Wochen auf dem Wasser jedes Mal etwas ungewohnt an. Meine Sinne hatten sich an ein Vorankommen mit maximal sechs, sieben Knoten gewöhnt, um die zwölf Kilometer pro Stunde. Auch war mein Blick seit Langem gegen keine Hauswand mehr geprallt.

Die Fahrt zurück in die gängigen Sphären dauerte um die zwei Stunden. Es folgten die Autobahnausfahrt, die Ampeln, die Kreuzungen, die Stadt. Nach der Zeit auf dem Wasser, in den kleinen Häfen und auf dem Boot geschah nun etwas Merkwürdiges. Es stach mir plötzlich ins Auge, was mir zuvor nie aufgefallen war: Wie viel von allem es in den Ballungsräumen gibt. Eine maßlose Anhäufung von Dingen und Einrichtungen.

Ich sah die Häuser, Autos, Geschäfte, Schilder, Bäckereien, Haltestellen, Telefonshops, Plakate, Laternen, Strommasten, Antennen, Leuchtreklamen, Zäune, Kioske, Straßen, Büros und Tankstellen. Betrat ich meine Wohnung, besuchte ich Freunde in ihren Wohnungen, sah ich die Gegenstände. Handys, Schuhe, Hemden, Uhren, Bücher, Fotos, Fernseher, Computer. Ich sah die Internetseiten, die Flut der Bilder und Informationen. Ich sah die Blumentöpfe, Vasen, Ladegeräte, Flaschen, Stereoanlagen, Shampoos, Handtücher, Decken, Kissen, Lampen, Stühle, Tische und Regale.

Von den Menschen ganz zu schweigen.

Ich vermisste mein kleines schwimmendes Kloster auf der Stelle. Es gab dort alles, was ich brauchte.

Ein schlichtes Boot aus Holz, zwei weiße Segel, eine kleine Kajüte. Was für ein wunderbares Heilmittel gegen eine Welt, die zum größten Teil aus Hast, Geschrei und Überfluss bestand.

Ich bin nun länger auf einem Boot. Und das neue Boot ist fast ein Schiff. Ein Segler sagte einmal zu mir, dass ein Schiff erst ein Schiff sei, sofern es nicht wackelt, wenn ein Mensch es betritt.

Mein neues Boot wackelt auch, wenn ich den Schritt vom Steg an Deck mache. Aber es wackelt nur ganz wenig.

Das Boot ist zehn Meter und vierundsiebzig Zentimeter lang, und ich kann aufrecht in der Kajüte stehen. Manchmal vermisse ich die kleinen Boote, auf und mit denen alles begann. Doch mein neues, größeres Segelschiff ist ebenfalls aus Holz, es besitzt schöne Linien – alles in allem kein großer Luxus, doch ist alles vorhanden, um nun noch viel länger davon zu kommen.

Ich sehe das Holz. Ich sehe die Tampen, eine Pinne zum Steuern, den Mast, die Segel. Ich sehe das Wasser, das Meer. Oft genug sehe ich auch den Regen, einen grauen, tiefen Himmel. Ich habe Platz für die Bücher, ein Staufach für die Rumflaschen und fürs Bier. Ich lagere Brot, Butter, Milch, Säfte und Marmelade. Alles hat seinen Platz. Ich weiß, wie viel ich verbrauche, und ich weiß, wann ich Nachschub benötige.

Ich höre den Wetterbericht. Es ist ein Ritual, das Wetter bestimmt alles. Es bestimmt, ob man bei starkem Wind die Luvleinen doppelt, ob man rausfährt oder schnell wieder einen Hafen aufsucht. Manchmal höre ich über den Weltempfänger die Nachrichten. Ich lese kaum noch Zeitungen, Magazine. Sechs Monate habe ich in keinen Fernseher geschaut.

Ich nutze einen Kocher, zwei Flammen, befeuert mit Methylalkohol. Zwei kleine Staufächer in der Kombüse bieten ausreichend Platz. Darin lagern Salz, Pfeffer, Gewürze, Olivenöl, Teller, Becher, Gläser, das Brotmesser und die Suppenkelle. In den Schubladen liegt eine Handvoll Besteck, drei Töpfe und eine Pfanne sind an Bord. Das genügt. Niemand hat etwas vermisst, wenn wir aßen und tranken.

Lässt das Wetter es zu, kann ich problemlos eine Woche, auch zwei Wochen auskommen, ohne ein einziges Mal an Land zu gehen. Das Boot ankert in einer Bucht, vor einem Ufer in Lee. Der weiße Tank tief im Bauch des Boots bunkert hundertzwanzig Liter Wasser. Das reicht lange, geht man etwas sparsam

mit dem Wasser um. Ich kann dieses Wasser trinken, Säfte mit ihm verdünnen und damit spülen. Die Töpfe, Teller und das Besteck ziehe ich vorher meistens durchs Salzwasser. Danach genügen ein wenig Süßwasser und ein Tropfen Spülmittel, um alles wieder sauber zu bekommen. Mit einer Flasche Spüli komme ich vier Jahre aus.

An einem kleinen ausklappbaren Tisch aus Holz kann ich arbeiten.

Was gäbe es zu vermissen?

Nur die Winter führen zu einer Grenze. In unseren Breiten werden die Winter meist zu kalt, es schneit und friert, und das Wasser wird so hart wie Stein. Dann muss das Schiff aus dem Wasser gehoben werden, weil das Eis es sonst zerquetschen könnte. Die Dunkelheit aber stellt kein Problem dar. Allein die Kälte führt zu einer Grenze. Obschon sich auch dagegen etwas machen ließe. Doch bin ich kein Jack London, kein Abenteurer. Ich bin kein Extremer, kein Alternativer, kein Verrückter.

Wie viele Quadratmeter mag das Schiff nun haben – bleiben wir einmal bei den Maßeinheiten, in die der Mensch alles quetschen muss? Wie viel Raum, Platz, Enge, Weite bietet es? Ein Winkel messender Philosoph müsste antreten und sein Handwerk mit Liebe und Anstand verrichten, um am Ende zu so etwas wie Wahrheit zu gelangen.

Ich sehe das Cockpit. Zwei Backskisten aus Teak, auf denen man sitzen kann und die, zusammengerechnet, keine zweieinhalb Quadratmeter Fläche ausfüllen. Zudem, sie verjüngen sich nach achtern. Der Boden des Cockpits, auf dem man steht, besitzt vielleicht anderthalb Quadratmeter. Ab und zu setze ich mich aufs Cockpitsüll. Aber die schmale runde Kante aus Holz ist eigentlich nicht zum Sitzen gemacht und drückt sich schon bald in den Hintern. Mehr Fläche bietet das

Cockpit nicht. Es erfüllt einen Zweck, dient keinem offensichtlichen Luxus.

Und doch ist das Cockpit der raumgreifendste Ort des Schiffs. Hier steht oder sitzt man beim Steuern, beim Blick auf den Kompass, in die Segel, in die Wolken und aufs Wasser. Hier weht der Wind, den man hören und fühlen kann, und hier an der Pinne ist das Schiff am besten zu spüren. Es gibt keine Decke. Über mir herrschen abwechselnd Tag und Nacht. Mein Dach besteht aus dem Himmel, der Sonne, den Wolken, den Sternen, dem Mond, dem Regen, dem Nebel und dem Hagel.

Im Inneren der Kajüte wird es kompliziert. Wahrscheinlich wären hier unten Algorithmen, Pythagorassätze, Professoren der Mathematik und Exegeten der Juristik nötig, um sich auf eine Zahl zu einigen, mit der man allgemein die Größe des Lebensraums ausdrückt.

Es gibt an Bord fünf Kojen zum Schlafen. Die Hundekoje liegt achtern, man ist dort eng gebettet wie in einer Röhre, flankiert von den Zügen der Morseschaltung und dem Benzinhahn. Doch die Hundekoje bietet guten Stauraum, und ich mag diese Ecke. Sie verschluckt interessante Dinge und Gegenstände, die auf einem Boot wichtig sind. Segel, Persenninge, Pumpen, Schlafsäcke. Gelegentlich findet der Beutel mit meiner Schmutzwäsche hier seinen Platz. Maximal anderthalb Quadratmeter.

Unter der Hundekoje existiert weiterer Stauraum. Dort, behütet von den Planken des über die gesamte Länge gerundeten Rumpfs, ruht der Bootsmannsstuhl; es finden sich dort Kabel, Werkzeugkästen, Sicherungen, die Ruder für das Beiboot. Man addiere höchstens eine zusätzliche Nische, einen tiefen, aber praktischen Spalt.

Bei wie vielen Quadratmetern sind wir angelangt? Vier, fünf?

Der Salon öffnet sich tief im Inneren des Rumpfs, und die Bootsbauer haben diesen Raum so gut wie nur irgend möglich genutzt. Man sieht diesem Raum an, dass er sorgfältig und mit viel

Überlegung konstruiert wurde. Hier geschah nichts gedankenlos und schnell. Man sieht die Planken, die Schapps, die Decksbalken und die runden Öffnungen für die Windhutzen, jene hübsch polierten, rund gebogenen Rohre auf dem Deck, die sich in den Wind drehen lassen und für die Luftzirkulation sorgen. Man erkennt das alte Wissen der Konstrukteure, die Schlichtheit und die Raffinesse, die das Segeln auf See seit Jahrhunderten erforderte.

In den Salon führen drei Stufen den Niedergang hinunter. An Backbord und Steuerbord gibt es zwei Kojen, auf denen zwei Erwachsene gut schlafen können, sind sie nicht zu sehr verwöhnt von Doppelbetten. Schreite ich die Bodenbretter unten in der Kajüte ab, kann ich zwei Schritte nach vorn gehen sowie einen in die Breite machen. Zwei weitere Quadratmeter. Danach führt die Kajüte ins Vorschiff. Links die Kombüse, ein kleiner Schrank. Rechts eine Seetoilette, ein schmales Waschbecken mit einem Spiegel. Abermals Fächer, Nischen, Seeventile. Dann kommt das Vorschiff selbst, die sogenannte Vorpiek. Ein Lebensraum, für den die Briten ein eigenes Wort erdacht haben.

Sie nennen das Vorschiff *Foc'sle.* Das steht für *Forecastle* und bedeutet nichts anderes als »vorderes Schloss«. Ja, das ist mein Schloss. Drei Schubladen, Stauraum über den Wrangen, den Querverstrebungen, die die Beplankung stützen und halten. Dazu zwei schmale Borde für Bücher, eine Luke mit einem Bullauge, das zum Himmel führt – darunter zwei weitere Kojen, die sich, fügt man das dreieckige Holzbrett ein, in eine spitz zulaufende Doppelkoje wandeln. Der Versuch einer genaueren Berechnung ergibt, dass mein Schloss eine Größe von 3,74 Quadratmetern besitzt. Man kann dort liegen, schlafen. Meine Gitarre findet hier ihren Platz. Sie hängt neben mir, wenn ich schlafe, an einem Messinghaken, in einer Hülle, die sie vor der Feuchtigkeit schützt. Gehend sind hier vorn höchstens ein, zwei Trippelschrittchen zu absolvieren, vor der winzigen Waschecke. Auch

der Raum nach oben ist freilich beschränkt. Wer sich aufrichtet, stößt mit dem Kopf an die Decksbalken. Zwischen den Kojen und dem weiß lackierten Holz klaffen nur fünfzig Zentimeter.

Wie viel haben wir jetzt? An Lebensraum, an Platz? Wie viel von dem, was ein Mensch braucht?

Zahlen, nichts als Zahlen.

Nun aber kommen die Träumer ins Spiel. Die Spinner, die Philosophen, die Irren und Bedürftigen. Die sehen das Holz, das Licht, das Maßstablose. Sie hören den Wind. Sie sehen die Wände, die nicht da sind. All die Dinge, die keinen Raum stehlen. Das Schwimmbad, das immer existiert und auf dem sie treiben. Sie sehen: Fische, Quallen! Sie spüren den Regen prasseln. Gewiss blicken sie mal hoch. Kein Ende über dem Kopf, keine Grenze, nur das Unvorstellbare.

Wehe, sie beginnen zu segeln. Dann haben sie vierzig, fünfzig, hundert Quadratmeter Fläche – weißes Segeltuch, das die Fantasten vorantreibt, ohne einen Tropfen Benzin dafür zu verlangen. Das kann tagelang so gehen, und nur langsam streichen die Seemeilen vorüber. Kein Auto, kein Haus, kein Mensch. Nur Wasser, Wolken und Himmel, ein stilles Ufer an der Kimm und das kleine konzentrierte Reich, gegen das die Wellen klatschen.

Von nun an wird es komplex. Jetzt noch mit Zahlen zu hantieren, mit Größen, Mengen und Räumen, das ist schwierig und sicher eine Frage der Sichtweise, des Empfindens. Vielleicht erschrecken viele Menschen ob der Entbehrungen, der Enge und Einfachheit. Dem Maß des Nötigen. Andererseits, vielleicht öffnet sich einem auch die Lunge, das Herz.

Wie viel Raum zum Leben also bietet nun dieses Boot, auf das ich mich, bestimmten Umständen folgend, zurückgezogen habe? Die Wahrheit ist nicht so leicht zu ergründen. Sie liegt irgendwo zwischen spartanischen Verhältnissen und einer unbezifferbaren Freiheit.

Ich für meinen Teil komme nach allen Überlegungen auf exakt sieben Quadratmeter. Es hat nichts mit Mathematik zu tun. Sieben ist meine Glückszahl.

Albert Camus schrieb einmal im Vorwort zu *Licht und Schatten*: »Ich geize mit jener Freiheit, die verloren geht, sobald der Überfluss an Gütern beginnt. Der größte Luxus hat in meinen Augen nie aufgehört, eins zu sein mit einer gewissen Blöße. Ich liebe das kahle Haus der alten Araber, der Spanier. Der vielgelobten Häuslichkeit habe ich nie Geschmack abgewinnen können; das sogenannte bürgerliche Glück langweilt und erschreckt mich.«

Auf dem Meer segeln diese Worte immer mit. Ungerahmt und ohne dass ein Philosoph sie erst aussprechen müsste.

Doch lassen sich räumliche Verhältnismäßigkeiten noch ganz anderer Art zu Rate ziehen. »Die Fische werden das Wasser als Letzte entdecken« – Albert Einstein sprach diesen Satz und meinte damit, dass man seine Welt erst einmal verlassen müsse, um überhaupt einen Blick auf sie werfen zu können.

Segelboote sind in dieser Hinsicht keine schlechten Reisevehikel. Kaum hat man sie betreten, entführen sie einen mit fordernder Leichtigkeit in ein anderes Weltall. Noch im Hafen liegend, heißen sie dich willkommen, nehmen dich auf in ihren gemütlichen Schoß. Mit dem Wind aber tragen sie dich davon, aufs Meer, hinaus aus dem Koordinatensystem der Gewohnheiten. Auch verlässt man mit ihnen die Geografie der großen Ansammlungen. Geräusche und Farben gewinnen andere Qualitäten. Kulissen verschwinden. Perspektiven öffnen, Sichtweiten verschieben sich. Doch damit ist es nicht getan. Auch die Regeln verändern sich rasant, neue Töne, andere Lautstärken dringen ins Ohr. Begriffe wie groß und klein werden völlig auf den Kopf gestellt.

Segelboote beherrschen dies mühelos. Nach einer gewissen Zeit lassen sie einen auch die zurückgelassene Welt mit ande-

ren Augen betrachten. Und dort draußen, auf den Booten, kann einem dann noch eine Variante des Einstein'schen Satzes einfallen: Den Lärm hörst du erst in der Stille.

Schließlich birgt Einsteins schlichter Satz aber noch einen weiteren Gedanken in sich. Denn verlässt der Fisch das Wasser, dann wagt er sich auf unbekanntes Territorium. Er könnte dort Seltsames erleben, auf fremde, fruchtbare Landschaften stoßen. Er könnte am Ende natürlich auch Gefahr laufen, auf dem Trockenen zu landen.

Aber die Fische wissen dies nicht. Denn sie haben es nie probiert.

UNVERKÄUFLICHE LESEPROBE

Marc Bielefeld

Wer Meer hat, braucht weniger
Über den Rückzug auf ein altes Segelboot

Gebundenes Buch mit Schutzumschlag, 272 Seiten, 12,5 x 20,0 cm
ISBN: 978-3-453-28040-3

Ludwig

Erscheinungstermin: April 2013

7 m2 Freiheit

Versteckte Inseln, Buchten und einsame Fjorde: Die Reviere der Ostsee und des nahen Nordens sind für den Journalisten Marc Bielefeld magische Orte. Mit seinem kleinen Segelschiff fährt er immer öfter und immer weiter hinaus, um die Hektik der Großstadt einzutauschen gegen Wellen, Wind und weiten Horizont. Das Boot bietet gerade so viel Platz wie unbedingt nötig, doch gibt es für den Autor keinen besseren Ort, um zu leben und zu arbeiten. Das Boot wird zu seinem »schwimmenden Kloster«, zum Vehikel der Freiheit. – Ein Buch für Segler, Meeresfreunde und all jene, die sich von neuen Kursen inspirieren lassen.

Marc Bielefeld zog es schon immer an die See, wo er schwimmt, surft, taucht und segelt. Mit Mitte vierzig schließlich reduziert er seinen Besitz auf dem Festland auf ein Minimum und führt sein Leben als freier Autor fortan auf schwankendem Grund. Mit dem Segelboot erkundet er die Küsten Deutschlands, Dänemarks und Schwedens, navigiert aber auch durch die schwierigen Seegebiete vor Irland und Schottland. Überall begegnet er Menschen, die die Leidenschaft für Wind und Meer teilen. Was er von ihnen und in der Abgeschiedenheit auf dem Wasser lernt, zieht sich als roter Faden durch sein Buch. Es beschreibt so manche praktische Schwierigkeit, vor allem jedoch die befreiende Wirkung eines einfachen und entschleunigten Lebens.

Der Titel im Katalog